

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 140.

Dienstag, 2. Juni.

1931.

„An alle!“ / 20000 Mark Belohnung!

Die Geschichte eines Plakates und seiner Folgen.

Von E. Tschauer.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Allmählich erhellte sich der Gewitterhorizont. „Lassen Sie man, Herr Hübner, ich hab' mich bloß so erschreckt!“, schnupfte Frau Kuliske, auf die die Anwesenheit des jungen Buchhändlers wie heilender Balsam wirkte. Sie hatte ihn ins Herz geschlossen ob seines nie verfliegenden Humors und — es muß eingestanden werden! — seines auffallend hübschen Gesichts.

Und da sie, ohne ausgesprochen eitel zu sein, des Gefühls nicht entbehrte, daß eine rotgeslennte, angeschwollene Nase unvorteilhaft und abstoßend anzuschauen sei, trottete sie mit einem nochmaligen: „Lassen Sie man!“, hinaus, konnte es sich aber nicht verkneifen, Siegfried zum Abschied einen Blick zuzuworfen, der Unheil verkündete.

„Na, Gott sei Dank, die heulende Gefahr wäre abgewandt!“ Lachend rieb sich Hübner die Hände. „Was war denn eigentlich los bei dir?“ Ohne eine Antwort abzuwarten — er mußte wohl dem Kuliskeschen Tränenerguß keine allzu hohe Bedeutung und Tragweite beimessen —, kehrte er sich zu der Riesenschachtel:

„Ich habe mir gestattet, Ihnen die notwendigsten Requisiten zu verehren, Herr Kriminalkommissar in spe!“

„Rührend“, sagte Siegfried, „daß auch mal was dazukommt! Ich dachte schon, der heutige Tag wäre ausschließlich dem Verlieren prädestiniert. Eben bin ich zu allem Überfluß auch noch meine Bude losgeworden!“

Neugierig begann er auszupacken.

Papier kam zum Vorschein. Zerkautes Papier. Seidenpapier. Zeitungspapier. Blaues Papier. Braunes Papier.

Es türmte sich neben Siegfried zu einem ansehnlichen Hügel.

„Mensch, wenn ich dir eine —“ Eine entsprechende Armbewegung vollendete das unhöfliche Anerbieten. „Ich bin gerade in der richtigen Stimmung dazu.“

Aber ganz zu unterst förderte er aus dem dickbauchigen Ungetüm doch noch etwas anderes als Papierkram zutage: Eine Korpipistole, eine Taschenlampe, eine zausig-vermottete Perücke, diverse Schnurrbärte und ein grau geheftetes Bändchen: „Wie fesselt ich den Mann?“

So hatte Heinz Hübner das Problem der Ausstattung gelöst.

„Sag mal, willst du mich abends nicht begleiten?“, erkundigte sich Siegfried, den die Idee, einen Helfer gefunden zu haben, plötzlich begeisterte.

„Ausgeschlossen! Ich hab' ein kleines Rendezvous“, intonierte der Befragte, schon wieder am Treppenabsatz.

Raum war Hübner fort, ging Siegfried daran, die Garderobe für seine erste Exkursion zusammenzustellen und verbar das Gewehr wieder im Schrank.

Über das Motiv zu dieser Metamorphose seines Äußeren war er sich absolut nicht im klaren, aber eine Verkleidung schien ihm zweckmäßig und unumgänglich.

„Wo ist denn meine gestreifte Hose?“, überlegte er und schob die Kleiderbügel auseinander. „Und wo, zum Donnerwetter, mag sich denn mein altes Jackett rumtreiben? Ob das Frau Kuliske zum Bürsten herausgenommen hat?“

Eingedenk des unangenehmen Austritts mochte er jedoch nicht zu ihr hinübergehen, um sie zu fragen.

Sechstes Kapitel.

„Doooh, hat die 'ne Ausdauer! Die hat man sicher ihr „Süßer“ vererbt! Wer weeh, mit wat for'n Meechen der mang die Gegend schiebt“, philosophierte die hummlig-beinige, weißbeschnürte Bedienungsmagd, als sie den bestellten Tee mit Zitrone und die Makronenschnitte vor Ilse Schütz auf die schwarz geäderte Marmorplatte schob. Der hahnebüchene Unfug eines zweistündigen, geduldigen und reglosen Wartens ließ, gemäß ihrer Logik, die leider auch auf krummen Beinen stand, einzig und allein den Rückschluß auf einen heftigen, überstarken Grad der Verliebtheit zu.

Und angesichts so vieler Unverständlichkeit und unerfüllter Zuneigung drängte sich ihr der Vergleich mit ihrem „Paule“ auf. Mit Paule, der regelmäßig wie die Wochentagsfolge im Kalender nach Geschäftsschluß um viertel acht vor dem Laden auf und ab marschierte, auch wenn die „Meestern“ dämliche Bemerkungen machte — war ja bloß neidisch, die olle Heze! —, der den halben Samstag sein Motorrad pukte, um Sonntags mit ihr „abzuhauen“ (morgen ging's wieder los!), der sie zu „italienischen Blütenfesten mit Stimmungskanone, Schrammelmusik und Lampenbeleuchtung“ führte und nur, ungelogen, nur mit ihr schwofte. Ja, Paule! Paule war ein Kavaliere „von's Knöppchen bis in de Zeh!“ Einem wurde ganz warm und kribbelig, wenn man in seiner Erinnerung schwelgte.

So tat sie denn, während sie die leere Schokoladentasse abräumte, einen zärtlich-glückseligen Seufzer, wedelte mit ihrem Serviertuch in einer Art Geschäftigkeit, die in Wahrheit Langeweile war, über die unbefestigten Tische und verschanzte sich darauf, wieder hinter der Ladentafel und den Bergen von Törtchen, Kuchenstücken und „um sechs Uhr frischen“ Brötchen.

Ilse legte ihre klammen Finger um das heiße Glas und rieb die Waden gegeneinander. Sie fröstelte. Denn trotz der Hitze, die gegen Mittag auf dem Asphalt lastete, die den Auserhalt in der Innenstadt verhaßt und unerquicklich werden ließ, die Menschen — es war überdies Samstag! — scharenweise ins Freie lockte und die Omnibusse und Straßenbahnen der Richtung „I. w. d.“ zum Bersten vollstropfte, war es in den früheren Morgenstunden dieser ersten Maitage zu längerem Sitzen immerhin empfindlich kühl. Man trug, eben aus einem endlosen und eisigen Winter kommend, noch eine dumpfe Empfindung ewig nasser Füße und blaugestorener Nasenspitzen in sich herum, hatte zu dem Sonnenübermaß, das sich anmeldungs- und übergangslos über unseren Planeten

ergoß, noch nicht den richtigen Konnex gefunden, wie es einem ja auch im Leben bei unvorbereiteten und überraschenden Besuchen zu ergehen pflegt. Man muß mit ihrer Anwesenheit erst vertraut werden, selbst wenn man sich herzlich über sie freut und sie insgeheim sehnlichst herbeiwünscht.

Zudem hatte Ilse in der Hast vergessen, einen Mantel überzustreifen, als Rendlers sie anrief. War schnurstracks zur Altenturmstraße gerauscht. Und hatte während der Zeit, die sie nun hier Wache hielt, das Portal und die Einfahrt der Nummer 33 gegenüber höchstens für den Bruchteil einer Sekunde aus den Augen gelassen. Wie die Glieder einer Kette waren die Menschen, die in ihrem Beisein das gegenüberliegende Haus verlassen, in ihrem Gedächtnis aufgereiht.

Erst war ein greises Ehepaar, bedächtig und noch bedächtiger, herausgezittert, ein Wollmäulchen purzelte hinter ihnen, das sich bei schärferem Hinschauen als Hund entpuppte, dann kam eine schwächliche, blaße Bonne, die sich mühte, ihre Aufmerksamkeit und Kraft zwischen einem rosa bewamten Hosenmak und dem dazugehörigen Kinderwagen auszubalancieren, dann ein junger Mann, allerdings ohne hellen Covercoat und ohne graugrünen Filzhut — wie der Begleiter bekleidet sein sollte, — der es sehr eilig zu haben schien und bald zurückkehrte, nach ihm ein pfeifender, stolpernder Buz, zwei Badische, rote Bastenmützen schief auf dem Ohr, und zuletzt eine aufgetakelte, corpulente Frau, bei deren Betrachtung Ilse nicht umhin konnte, zu denken, die Natur habe sich einen Witz erlaubt und statt einen Menschenkörper zu formen, in einer lubistischen Umwandlung drei speckige Bierdeckel übereinander getürmt. An dem mittelften klebten zwei Keulen, die Arme und das unterste war am Ende gespalten, so daß etwas Beinähnliches entstand.

Aus der Einfahrt knatterten in kurzen Abständen zwei Motorräder, ein Arbeiter im blauen, ölbedeckten Leinenkittel gab ihnen das Geleit und schlenderte wieder in den Hof zurück.

Eine hochgewachsene, sehr elegante Dame in dunklem, eng gewickeltem Seidenmantel war nirgends zu entdecken.

Ob sich der Kriminalrat getäuscht hatte? Er sagte ja selbst: „Ich weiß es nicht genau, kann sein, daß ich mich irre, doch irgend etwas in dem Gesicht scheint mir nicht unbekannt. Warten Sie für alle Fälle einmal ab, ob sie das Haus verläßt, und verfolgen Sie die Spur.“

Es war kaum anzunehmen, daß die Unbekannte, falls die Verdächtigung zutreffen sollte, in der Nr. 33 wohnte. Sie hätte dann kaum ihren Unterschlupf so leichtfertig verraten. Denn aller Wahrscheinlichkeit nach hatte auch sie den Kriminalrat bemerkt und beobachtet. Nun, Rendlers hatte sich wohl in diesem Sinne bereits orientiert.

Der flüchtigen Abmachung getreu, hatte er ihr, nach einer Visitation des Grundstücks durch das Fallengelassen seines Spazierstodes zu verstehen gegeben, daß in Nummer 33 nach einer anderen Seite hin ein Ein- bzw. Ausgang nicht vorhanden war. Also sollte sie hier sitzenbleiben, während er unverzüglich die nötigen Erkundigungen einzuziehen versprach und sie ihm um halb acht telephonischen Bescheid übermitteln wollte. So lautete die Vereinbarung.

Es fehlten nur noch wenige Minuten zu der verabredeten Zeit.

Der Kriminalrat schien über die Erfolglosigkeit ihrer Betätigung nicht im mindesten enttäuscht oder erstaunt. „Wenn sie es wirklich war, werden wir kein leichtes Spiel haben. Die ist mit allen Hunden gehegt und mit allen Wassern gewaschen! Ich habe sofort die Nachbarn beim Einwohnermeldeamt eingeleitet. In dem Hause befindet sich keine Pension. An Untermietern sind wohnhaft: eine Medizinstudentin Irma Ronge, ein Bankbeamter Krzywanek oder so ähnlich, und ein Reisender und Heiratsvermittler Siegfried Riese. Augenblicklich bemühe ich mich, die Identität ihres Begleiters festzustellen. Vielleicht

wohnt der in dem Hause. Na, wir werden ja weiter sehen! Warten? Nein, warten brauchen und können Sie auch gar nicht länger, wenn wir unseren abendlichen Plan aufrechterhalten wollen. Ich werde alles weitere veranlassen. Also, dann um zehn Uhr an der bewachten Stelle. Vorher fahren Sie bei Herrn X vorbei — der Kriminalrat vermied es aus Gewohnheit, am Fernsprecher richtige Namen zu nennen —, er ist von mir benachrichtigt und wird Sie empfangen. Übrigens, Herr Bollmer hat eingewilligt, die Rolle Ihres Beschützers zu spielen und holt Sie um viertel zehn Uhr ab. Alles klar? Auf Wiedersehen!“

Ilse hing ab, beglich ihre Rechnung und stürmte zum nächsten Untergrundbahnhof.

Zehn Minuten später schleppte Heinz Hübner seinen Pappkarton in Siegfrieds Behausung.

Als die Sonne an diesem Abend von dem Balkon der Schüsschen Wohnung, den Geranienkästen und den Korbsesseln mit den gewürfelten Kattunkissen Abschied nahm, spannte Erika den letzten Abzug aus dem Holzrahmen. Mit solchem Eifer war sie noch nie bei der Sache gewesen. Sogar das Streublumenservice, das sie Donnerstag abliefern mußte und dessen Krug und Kannen noch zu malen und zu brennen waren, hatte zurücktreten müssen. Pinsel und Farbtöpfe harrierten vergebens ihrer sonst so gewissenhaften und pflichteifrigen Herrin und feierten ein unvorhergesehenes, wenn auch wohlverdientes Weekend. Erika hatte sich mit Leib und Seele ihrer neuen Beschäftigung verschrieben — sie machte Abzüge! In allen Arten und erdenklichen Nuancen! Zarter und kräftiger getönte, schwarz und bräunlich schattierte, matte und glänzende lagen fein säuberlich nebeneinander.

Und immer wieder beugte sich ihr Krauskopf — trotz Eritas hellerer, schmalerer und ruhigerer Blondheit verband die beiden Schwestern eine sinnfällige Ähnlichkeit — über die Bilder. Die Locken fielen ihr tief in die Stirn dabei, und über ihr Gesicht glitt ein frohes und warmes Leuchten als der Widerschein schöner und beseligender Vorstellungen, die vor ihren inneren Augen Unriss gewannen.

Aber wenn sie eine Weile so vor sich hin gelächelt und geträumt hatte, wie es die kleinen Pausbackenengel auf Raffaelischen Gemälden tun, schlug sie, in aufglimmendem Protest der Vernunft und besseren Einsicht ihrer achtzehn Lenze, mit der schlagen Hand auf die Stirn, tippte mit dem Zeigefinger nach und hielt sich selbst eine Ansprache ungefähr folgenden Inhalts:

„Sei kein Frosch, Erika! Ich glaube, du bist in den Bengel regelrecht verliebt! Und das ist natürlich ein Nonsens! Du hast doch nicht die leiseste Gewähr dafür, wie er in Wirklichkeit beschaffen sein mag!“

Die aufsteigenden Zweifel über die Gleichheit ihres gedanklichen Idols und seiner höchst realen Inkarnation schienen jedoch keinen allzu nahrhaften Boden zu finden. Denn unmittelbar darauf hatte sie, mit gekreuzten Beinen, die Fäuste in die glühroten Wangen gestemmt, vor dem Bett, auf dem sie „der genaueren Übersicht wegen“, sämtliche verfügbaren Kleider ausgebreitet hatte und grübelte mit sorgenvoller Denkmiene: „Was ziehe ich zu dem Ereignis an? — Das rote? — Aeeeeeh, das macht so blaß! — Das getupfte? Ausgerechnet, wo Ilse behauptet, darin hätte ich Hüften! — Das mit dem — mein Himmel, wenn Ilse die blöden Juwelenklauer nicht bald geschnappt hat, kommen wir ja überhaupt nicht mehr hin.“

(Fortsetzung folgt.)

Reford-Kurzgeschichte.

Hildegard, Ferdinand!
Liebesrausch, Eheband.
Weiberfynn, Unbestand.
Adolar imposant.
Hildegard durchgebrannt.
Aufenthalt unbekannt.
Glücklicher Ferdinand!

Max Grube

Der Herr vom Nebentisch.

Eine Begebenheit von Elli Tschanner.

In sichtlich Nervosität rührte Jo mit dem kleinen Silberlöffel in der Schokolade, die der Kellner eben vor sie hingestellt hatte. Warten zu müssen, war ihrem regen Naturell etwas ganz Furchtbares.

„Liselotte wird sich an Pünktlichkeit wohl nie gewöhnen. Sie hat mir fest versprochen, um 4 Uhr hier zu sein, nun ist es glücklich schon eine Viertel Stunde darüber!“ Unwillig rührte sie weiter in der Schokolade. „Schade, ich hätte so gerne von ihr gewußt, wie der gestrige Abend im Rot-Weiß-Klub verlaufen ist. Ob Fred dort war und ob er nach ihr gefragt hatte? — Sie würde ihm bestimmt nicht mehr schreiben. Es war zu infam von ihm, eine wichtige geschäftliche Konferenz vorzuschieben und dann mit Ruth, ausgerechnet mit Ruth, die sie nicht leiden konnte, weil sie sie insgeheim um ihr salzinierendes, naturechtes Lizianhaar beneidete, den Fünfuhrtee zu nehmen. — Oder sollte sie ihn doch anrufen, vielleicht heute abend noch? — Sie würde Liselotte einmal fragen, die genau so klug wie unpünktlich war, die wußte bestimmt Rat. Die kannte die Männer. Herrgott, wo blieb sie denn nur!“

Die kleine Spitze ihres silbergrauen Eidechsenhüchses zählte in unruhigem Wippen die vorüberstreichenden Minuten. Die scharf markierten Nägel schlugen winzig schmale Striche in das Blumenmuster der Tischdecke. Vässig durchblätterte sie zum zweiten Male die illustrierten, betrachtete interessarlos einige farbige Zeichnungen, las wiederholt den Anfang einer Novelle, ohne jedoch ihren Sinn zu behalten.

Und plötzlich, einer geheimnisvollen Macht gehorchend, unter dem Zwange des eigenen, undefinierbaren Gefühls, das Menschen befällt, die sich von jemandem beobachtet glauben, hob sie ihre Augen über den Rand der Zeitung, suchend erwartend. Ihr Blick streifte einige Tische mit langstieligen Rosen in hohen Vasen und blieb, magisch angezogen, gebannt an einem Augenpaar haften, das sie unter halbverschlossenen Lidern unverwandt fixierte.

Ein lähmender Schlag ging durch ihren Körper. Die kleine silbergraue Schußspitze hielt im Zählen inne, die Fingernägel unterbrachen das monotone Takt schlagen und sanken entspannt auf das Blumenmuster, und — eigentlich lächerlich — eine kleine brennende Rote krieg unter der matten Puderdecke in ihre Wangen.

War der Mann drüben hübsch!

„Sie sah ihn und wußte mit instinktiver Bestimmtheit, daß dieser Mann ihr Schicksal werden sollte“ — hatte sie neulich in einem Roman gelesen und überlegen, besserwissend über die unmoderne, romantische „Gefühlsüberpanntheit“ gelächelt. In diesem Augenblick mußte sie daran denken — und lachte nicht mehr.

Aber den schlagenden Zeitungsrand hinweg gingen ihre Augen wieder zu dem schönen unbekannten Mann. Das Profil des schmalen mattbronzefarbenen Gesichtes, das er ihr jetzt zuwandte, war scharf kantig, rassig geschnitten, der Mund eine energische und trotzdem seltsam weiche Linie, seine Augen hatten etwas rätselhaft Durchdringendes, Fragendes, sinnend Prüfendes. Eine auffallend gepflegte weiße Hand, — welch aparter Gegensatz zu seinem bräunlichen Gesichtsfolorit — lag lässig auf der Tischplatte.

Er war sicher ein Ausländer. Ein Italiener vielleicht. Jo entkam sich, auf der Mittelmeerreise vor einiger Zeit in Palermo Männer des ähnlichen Typs getroffen zu haben — wenn auch lange nicht so schön, wie dieser unvermutet in dem Caféhaus aufgetauchte inconnu.

Sie entnahm ihrer Tasche ein goldenes Zigarettenetui, das Weltnachtsgeheim von Fred, dem Ungetreuen —. Aber es ist wundervoll, dachte sie in echt weiblicher Eitelkeit und öffnete es etwas auffallender, als es notwendig gewesen wäre.

Ihre Logik hatte diesmal scheinbar keinen Fehlschlag getan, sie beobachtete mit leiser Befriedigung, wie der Blick des Fremden, „des Italieners“, wie sie ihn getauft hatte, in sichtlichem Interesse einen Moment lang das Etui musterte.

„Was er wohl sein möchte?“ — fantasierte sie weiter und der feine, zartblaue Rauch ihrer kleinen Papyros, die betörend schmeichelnde Tangomelodie, die die Kapelle eben spielte, woben um die elegante Männererscheinung einen idealisierenden Nimbus. Wahrscheinlich Künstler! Vielleicht Maler! Oder Geiger! — mit diesen Händen, diesen langen, feinnervigen, sprechenden Fingern. Jo sah im Geiste diese Finger den Bogen führen, sah enthusiastisch Publikaum beifalltriefend, und „ihn“ sich in fähler Distinktion verneigen

Vergessen war Fred, vergessen Liselotte. Ich muß ihn kennenlernen, stand im Augenblick bei ihr fest, und in Gedanken setzte sie sogleich hinzu, um sich vor sich selbst Rechenschaft zu geben und sich zu entschuldigen — und muß unbedingt einmal seine Stimme hören. Ich denke mir, daß sie einen verführerischen, dunkelbrennenden Klang hat, wie eine Cellofalte, über die langsam der Bogen streicht.

Durch ihren Kopf schossen tausend Variationen und Möglichkeiten eines gegenseitigen Kennenlernens, und sie war ent-

schlossen, gegebenenfalls selbst die Initiative zu ergreifen, soweit sich dies mit der Wohlerzogenheit der Tochter aus gutem Hause vereinbaren ließ. Hier in dem Caféhaus war das nicht möglich, konstatierte sie beinahe wissenschaftlich. An den Nebentischen saßen Leute, die vielleicht schon aufmerksam geworden waren. Sie würde ganz einfach gehen, und er — nun fühlte sie es selbst mit der instinktiven Bestimmtheit, die sie ironisch belächelt hatte, würde ihr folgen.

Gedacht, getan!

So rief Jo den Kellner, knüllte die Papiernoten achtlos in die Tasche, sie liebte es, mit möglichst großen Geldscheinen zu zahlen, um sich damit den Augen der Umstehenden, gemeint war diesmal ein spezieller, eine luxuriöse verwöhnte Note zu geben ... und dokumentierte noch außerdem mit dem Lippenstift und eisig-wildenden Puderquaste die Absicht ihres Aufbruches.

Und sie hatte recht — natürlich — während sie den eleganten Feemantel eng um die Hüften zog, zahlte auch ihr Vis-a-vis, scheinbar ganz zufällig und ohne sie aus den Augen zu lassen.

Ein früher Herbstabend dunkelte bereits, als Jo auf die Straße trat. Menschen hasteten an ihr vorbei, vor Ladenschluß noch letzte Einkäufe zu besorgen. Langsam schlenderte sie an den Hausreihen entlang, blieb vor den Auslagen eines hellerleuchteten Geschäfts stehen, und sah — ihr Herzschlag stockte — über den ausgebreiteten Seifen, Parfüms und Puderquasten im Spiegelglas den Kopf ihres „Italieners“.

Jetzt gäbe, überlegte sie in rasender Geschwindigkeit. Ansprechen lasse ich mich auf der Straße als anständige Frau nicht, Prinzip, aber — ein Gedanke kam ihr blitzartig — die Handtasche sollte ihr helfen. Mit unmerklichem Rud, ganz unversehn rüschte die Tasche, echt Eidechsenleder, raffiniert zum Schuh passend, in ihrer diplomatischen Mission den Fuß entlang, fiel zu Boden. Jos Augen hingen in gespannter Erwartung an den im Spiegel reflektierten Widen. Jetzt würde er sich bücken, ihr den „Ausreißer“ wiedergeben und mit dem etwas harten Akzent des Ausländers sagen: „Verzeihen Sie, gnädige Frau!“ damit war die Konversation eingeleitet.

Und im Spiegel bückte sich wirklich ein großartiger, hypermoderner Nagel, eine Hand griff nach dem „Original Parfüm Modell!“ —

Mit dem triumphierenden Wackeln einer Olympiasiegerin drehte sich Jo langsam herum und — starrte fassungslos auf einen grau melierten Vollbart unter Memmer und Steifhut — der großartiger Mantel mit dem „Italiener“ und der Eidechsen, enthaltend: ein goldenes Zigarettenetui mit patendem Anzünder, eine goldene Puderdose, einem Lippenstift und 78 Kart Bargeld, war verschwunden.

Wie wegradiert!

Jos blaue Augen füllten sich allmählich mit Tränen der Entrüstung, der Scham, der Reue. An einem einzigen Trostgedanken klammerte sie sich trotz ihrer bitteren Erfahrung: Es ist mir gleich aufgefallen, daß er so schmale weiße, „lange“ Finger hatte

Die Jagd im Juni.

Betrachtungen eines alten Jägers.

Die gefährdeten Eiseheiligen haben sich diesmal im schönen Monat Mai nicht unangenehm bemerkbar gemacht. Die Herren Mamertus, Pantratus und Servatius zeigten sich von ihrer besten Seite; sogar die „kalte Sophie“ schenkte soviel Wärme, daß die Jugend zum erstenmal wieder im schönen Waldbad schwimmen gehen konnte. Der Wald steht in seiner vollen Pracht und entzückt des Naturfreundes und des Jägers Herz.

Nun kommt der heißerlehnte Juni, wo der Jäger die vielgeliebte Büchse wieder führen kann zur weidgerechten Jagd auf den edlen Waldfreiherrn, den Rehbod. Mit Vorliebe hat der rote Bod jetzt in den Kornfeldern seinen Stand, da, wo das Halmenmeer an den Wald brandet. In großen Waldrevieren zieht er nach wie vor auf stille Waldwiesen zur Asung, wobei er bekanntlich immer der Rade den Vortritt läßt. Das ist dann ein sehr aufmerksamer Wachtposten und mancher mühevollen Pirschgang ist durch ihre „Umfißt“ und ihr feines „Gehör“ schon dem Weidmann zu einer ergebnislosen Expedition geworden. Deshalb heißt es im April und Mai schon alle Pirschpfade in den besten Stand setzen und fein säuberlich in diesem Zustand halten; selbstredend müssen auch alle Kanälen und Anstupsel in guter Verfassung sein. Am richtigsten ist es nach meiner langjährigen Erfahrung den Abschluß aber nicht im Juni schon vorzunehmen, sondern ihn nur auf einige gefährdete gute Gehörträger oder auf solche Böde zu beschränken, die aus hegerischen Gründen, also weil sie schlecht aufhaben, fortmüssen; solche schlecht veranlagten Böde verderben den ganzen Nachwuchs. Es gibt nun leider sogenannte Jäger die aus diesen angeblich „hegerischen Gründen“ für sich einen Freischein herleiten, um unter diesem Dedmantel lustig abzuschießen, was nur ein Gehörn trägt. Um den Bod

nichtig ansprechen zu können, der wirklich abgeschossen werden muß — dazu gehört große Erfahrung. Es ist daher keine Schande, wenn sich der Neuling oder Anfänger nach dem Rat älterer, weidgerechter Jäger richtet. Die guten Gehörträger müssen unbedingt bis zur Bruntzeit erhalten werden, man schießt sie erst am Ende der Bruntzeit, also in den Tagen zwischen dem 4. und dem 10. August ab. Aber auch hier lasse man manchen guten Sechser springen; er wird uns im nächsten Jahre meist mit einem noch besseren Gehörn erfreuen.

Wenn also die Jagd auf den roten Bock auch am 1. Juni beginnt, so gilt auch hier das Wort: „in der Beschränkung steigt sich erst der Meister“. Gut ist es, daß von Mitte Juni ab der Rehbock seine „Tarnkappe“ aufsetzt, und sich nahezu unsichtbar macht. Er bleibt „heimlich“ bis zur Bruntzeit. Die Rehen leben oder führen bereits Kite; auch einzelne Rottiere setzen noch, auch das Damwild setzt. So ist Ruhe im Revier die erste Pflicht. Jede Störung durch jagende Hunde muß sofort beseitigt werden. Unsere Altvordern hielten im Juni auf absolute Ruhe im Revier; die Setzzeit hieß die Zeit der „Kalbung“. In den alten Jagd- und Forst-Ordnungen findet man daher die sehr richtige Bestimmung: Vom 12. Mai bis zum 12. Juni wird der Wald „geschlossen“; ebenso zur Bruntzeit vom 12. Oktober bis zum 12. November. Niemand durfte in dieser Zeit den Wald betreten; wer gegen dieses Verbot verstieß, wurde bestraft.

Das Fangen von Wildkälbern, Rehtiben, Fasanen, Haselhühnern, Feldhühnern, sowie deren Erlegung wurde für jeden Fall mit der für die damalige Zeit sehr hohen Strafe von fünfzig Gulden bedroht. Dieser Betrag stellt eine Summe dar, welche ein einfacher Bauer des 18. Jahrhunderts nur schwer aufbringen konnte. In besonders schweren Fällen wurde „Schanzarbeit“ in Aussicht gestellt.

Bezüglich der aufgefundenen Feldhühner-Nester ist bestimmt: „Wir verordnen noch ferner gnädigst, daß im Falle durch die Grasmähd und bei Abmähung der Wiesen und Früchte Feldhühner-Nester gefunden werden, solches jedesmalen bei dem Revier-Jäger angezeigt; im widrigen Falle aber diejenigen, die solche verhehlen, mit sich nehmen oder gar die Nester zerstören, willkürlich bestraft werden“. Die vorgenannte Strafe war auch angedroht für das Ausheben junger Fasanen, Hasel- und Feldhühner, Wachteln, wilden Enten, wilden Tauben, Halsvögeln und Vögeln! Gleiche Strafe traf die Eier-Diebe!

Solche draconischen Bestimmungen kennen wir nicht mehr, der Jäger muß daher gerade dem Juni als Setz- und Brutmonat besondere Aufmerksamkeit widmen. Pils- und Beerenjammer muß er beaufsichtigen; auf wilde Hunde und Katzen ist scharf zu achten. Auch im Feld-Revier ist größte Ruhe dringend geboten, denn das Federwild brütet zum Teil noch oder führt zum mindesten geringe, noch nicht beflugene Küden, die des Schutzes der Alten dringend bedürfen. Auch auf und am Wasser wird es jetzt lebendig. Die Jung-Enten machen ihre ersten Flugversuche. Auf Burg Malspartus herrscht reger Verkehr; Frau Ermeline führt ihre Sprößlinge aus und macht mit ihren Rekruten die ersten „Ritte ins Gelände“.

Das lieblichste Bild bietet dem Jäger und dem Naturfreund jetzt die Ride mit ihren Kitzen. Es ist frühmorgens! der Kuckuk ruft uns zu, als wolle er uns zum Anschauen all' der Herrlichkeiten der eben erwachten Natur einladen. Wilde Tauben girren in den alten Buchenwipfeln, der Pirol pfeift mit seinem vollen und doch so schmelzend flötenden Tone seine weithin schallende Weise und all die anderen Vögel des Waldes singen und jubeln, schmettern und jauchzen dem herrlichen Morgen in dieser entzückenden Natur ihre Freude entgegen. Lautlos folgen wir dem Büschelpfad, der sich die Wiesen entlang zieht. Da, sich das Gründchen verflacht und breiter wird, durchschneidet der Bach eine besonders saftige, blumenreiche Stelle der Wiese. Dort steht ein Reh mit seinen beiden Kitzen. Hin und wieder bewegt es den niedlichen Kopf und äugt mit den unschuldsvollen, klaren und doch so milden Lichtern (Augen) umher. Dann beugt es sich äßend nieder, nun leckt es lieblosend ein sich schmeichelnd an die Mutter schmiegendes Kitzen. Bald kommt auch das zierliche Brüdchen, der Kitzbock, heran und nun tummeln die drei, sich haschend und jagend auf der taufrischen Wiese einher, mutwillig setzen sie über Bach und Stauden. Kaum ist etwas Unmutigeres zu denken, als diese Rehtibe in ihrem weißgefleckten Jugendkleid; dazu sie leuchten, tiefschwarzen Näschchen und die samt-schwarzen und weichen Ränder der Oberlippe, beides noch gehoben durch die weiße Unterlippe und die weißen Punkte zwischen Nase und den schwarzen Lippenrändern. Es ist ein Bild, an dem man sich nicht satt sehen kann! Immer wieder verliert dieser Anblick der Rehmutter mit ihren Kindern das Herz des Naturfreundes und Weidmannes. Jetzt schreitet die Ride mit elastischem Schritt

durch die tauigen Halme und Blumen, um an einer anderen Stelle süße Gräser zu naschen, während die Kitzen im tollen Spiel mit zierlichen Sätzen den Bach überspringen, in dessen durchsichtigem Gewässer die Forellen pfeilschnel dahinschießen. Der mütterlich lodende Ton des Rehes läßt die Kitzen innehalten und sich zur Mutter wenden, die sie nun, das eine an ihr saugend und das andere sie nedend, umdrängen und umkreisen! So geht das Spiel, dieses schöne Bild reinen Mutterglüdes, noch eine Weile fort. Doch jetzt muß die Rehmutter Wind von uns bekommen haben, denn laut schmäkend setzt sie mit federleichten Sprüngen dahin, gefolgt von den beiden Kitzen; die hellen Spiegel leuchten im lichten Grün, bis sie unserem Auge in der Waldstiefe entschwinden.

Wie oft habe ich Frau und Kinder zu solchen Frühpürschgängen mitgenommen, um ihnen die Schönheit der herrlichen Gottesnatur und das liebevolle Bild solch einer Reh-Familie zu zeigen. Und jeder Weidmann sollte seinen Angehörigen und sonstigen Naturfreunden Gelegenheit geben, solch ein liebevolles Bild zu schauen! Dann wird auch das Verständnis dafür immer mehr Platz greifen, daß wir Todfeinde jener erbärmlichen Schurken sind, die um einiger Mark willen eine solche Rehmutter in Drahtschlingen, im vollsten Sinne stranguliert, verenden lassen, während die armen verwaisten Kitzen jammervoll klagend, die verödetende Mutter umkreisen und vergeblich nach Nahrung wimmern! Schandbuben! elende! Prügelstrafe ist dagegen das beste Rezept! —

Mit gleicher Liebe wie die Ride ihre Kitzen, umhegt das Alttier sein Wildkälb. Und überall, wo man in des Waldes verschwiegenen Gründen beim Büschgang kommt, ist trauliches Familienleben. Mit dem Juni ist die Mutterliebe eingezogen in den deutschen Wald und das Feld-Revier! Drum soll dieser schöne Monat ein Segemonat sein! Schutz und Schirm des Wildes ist unsere besondere Pflicht in dieser Zeit!

Wie herrlich sind die Abende im Juni da draußen im wunderschönen Wald!

Die Wipfel lohen nochmals auf
Im Sonnengold,
Und stille ruhen Wald und Hag!
Der Ansel lechter Glodenschlag:
Dann ist es still —
Und leise träumen Berg und Wald!
Ganz lautlos kommt gegangen,
Die Juni-Nacht voll Prangen!

Weidmanns heil!

Dr. Ludwig Roth.

Schienenendreieck.

Von Walter v. Rummel.

Ein Schienenendreieck, an dem die Jüge sich scheiden, nach verschiedenen Himmelsrichtungen auseinander laufen. Nichts sehr Bemerkenswerthes und auch nichts sehr Schönes, im stimmen den Afford dem gesamten trübseligen Bahnhofsbilde gemäß. Schienen. Die befahrenen mattglänzend, die nicht benützten rostig. Schwellen und Schottersteine, alles schwarz und rußüberkrustet. Man braucht das nicht lange beschreiben, weil es jedermann schon sah und sich zumeist gerne wieder rasch abwandte.

Aber mein Schienenendreieck fängt im Vorbeigleiten dennoch den Blick auf und hält ihn fest. Weil es ein klein wenig anders ist, als jene, die man durchschnittlich gewahrt. Zwischen Holz, Stahl und Stein hat vom Winde hergewehter Same Wurzel geschlagen, hat grüne Halme getrieben und eine kleine Dase geschaffen. In dieser hat ein rotes Blühen begonnen. Ein Duzend Mohnblumen drängen sich zu einem großen Strauße zusammen, heben sich leuchtender, als wenn sie in einem Ackerfelde stünden, vom daz verstaubten Grunde ab, winken mir im Vorbeifahren, glühen noch lange nach, prägen ihr Bild so fest in's Gedächtnis, daß es sich nicht so bald verwischen wird, nicht die Mohnblumen und nicht das Sinnbild, das sie verkörpern. Mag die Welt immer mehr zur bröckelnden Maschine und alles aufreißenden Fabrik sich wandeln, dicht daneben, ja mitten drin läßt die Natur sich immer noch nicht ganz tötschlagen, streut Samen und Keim, trägt Blüte und Frucht und wenn es gar nicht anders sein kann, sogar auf dem Bahndamm zwischen vorbeidrehenden Jügen und zitternden, schwingenden Geleisen.

Roter Mohn, du hast mir rote Freude und frohen Trost in's Herz hineingelacht. Unter den hohen Schlöten und schwarzen Rauchfahnen hab' ich dein Bild eingefangen und trag' es mit mir fort. Du aber blühe weiter und vermehre dich, anderen Menschen, die misshütig in das graue Bahnhofsfeld starrten, einen frohen Gruß hellen Lebens zu bringen!